

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 18 (1932)
Heft: 7

Artikel: Religion, Erziehung und Unterricht bei den primitiven Naturvölkern :
(Fortsetzung)
Autor: Oehl, Wilh.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-525066>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZER-SCHULE

WOCHENBLATT DER KATHOL. SCHULVEREINIGUNGEN DER SCHWEIZ
DER „PÄDAGOGISCHEN BLÄTTER“ 39. JAHRGANG

BEILAGEN: VOLKSSCHULE - MITTELSCHULE - DIE LEHRERIN

FÜR DIE SCHRIFTFÜHRUNG DES WOCHENBLATTES: J. TROXLER, PROFESSOR, LUZERN, VILLENSTRASSE 14, TELEPHON 21.66
ABONNEMENTS-JAHRESPREIS FR. 10.— (CHECK Vb 92), BEI DER POST BESTELLT FR. 10.20. AUSLAND PORTOZUSCHLAG
INSERATEN-ANNAHME, DRUCK UND VERSAND DURCH DEN VERLAG OTTO WALTER A.-S., OLTEN - INSERTIONSPreis: NACH SPEZIALTARIF

INHALT: Religion, Erziehung und Unterricht bei den primitiven Naturvölkern — Aus zwei Briefen — Schulschriften — Konferenzen — BEILAGE: Die Lehrerin Nr. 2.

Religion, Erziehung und Unterricht bei den primitiven Naturvölkern

Von Univ.-Prof. Dr. Wilh. Oehl (Freiburg-Schweiz).

(Fortsetzung)

Und nun wollen wir uns wieder unserem eigentlichen Ziele zuwenden. Aber aus bestimmten methodischen Gründen wollen wir nicht sofort zur Religion und Pädagogik der Primitiven übergehen, sondern vorher noch einen sehr nützlichen Umweg machen. Wir verstehen nämlich die geistige Kultur der Primitiven viel besser, wenn wir sie im Zusammenhange mit ihrer stofflichen Kultur betrachten. Wir werden daher zunächst die *Wirtschaftsform* und die *Gesellschaftsform* unserer Völker wenigstens kurz darstellen.

Der Mensch tritt uns immer und überall als ein wirtschaftendes Wesen entgegen, und dies ist einer seiner Hauptunterschiede gegenüber den höheren Tieren. Auch die Primitiven treiben schon planmässige Wirtschaft, wenn auch auf der untersten Stufe. Sie sind *nomadische „Jäger und Sammler“*. Das heisst, sie kennen weder Ackerbau noch Viehzucht, sondern sie leben von dem, was sie tagtäglich an Jagdbeute gewinnen oder an Pflanzennahrung sammeln. Dabei folgen sie einem ebenso einfachen als zweckmässigen Prinzip der Arbeitsteilung: der Mann obliegt der mühevollen, gefährlicheren Arbeit der Jagd und des Fischfanges und überlässt der schwächeren Frau die leichtere Arbeit des Sammelns von Früchten, Beeren, Knollen, Pilzen u. dgl. Diese Wirtschaft wird als „Familienwirtschaft“ betrieben, d. h. jede Familie versorgt sich selbst. *Die Familie ist die Grundlage der Wirtschaft* bei den Primitiven, — eine sehr bedeutsame Tatsache.

Auch der stoffliche Kulturbesitz an *Geräten, Waffen* usw. ist bei den Primitiven sehr bescheiden, am bescheidensten bei den Pygmäen. Bei den letzteren bestehen die Geräte und Werkzeuge (Messer, Hämmer u. dgl.) nur aus Holz, Knochen und Muscheln, noch nicht aus Stein; es ist also noch nicht die Stufe der älteren Steinzeit erreicht. Ein typisches Werkzeug ist der sogenannte Grabstock, mit dem die Frauen nach Wurzeln und Knollenfrüchten graben. Das typische Jagdwerkzeug des Mannes ist in der Pygmäen- und Pygmoidenkultur Pfeil und Bogen, von winziger Grösse. Mit dieser Waffe ist der Pygmäe ein Jäger von unglaublicher Kühnheit, Geschicklichkeit und Aus-

dauer. In anderen Schichten der Urkultur treten dann auch andere Jagdwaffen auf, so bei den Tasmaniern Keule und Speer, in der Bumerangkultur der sogenannte Bumerang, die Kehr wieder-Keule, die vom Zielpunkte wieder zum Werfenden zurückfliegt, eine Waffe von wunderbarer Eigenart. Die Erfindung dieser beiden Fernwaffen, des Bogens und des Bumerangs, ist ein schlagender Beweis für die wahrlich nicht mittelmässigen Fähigkeiten derjenigen Primitiven, denen sie in grauer Urzeit gelang. — Nahwaffen zum Kampf, wie Dolch und Schwert, kennen die Primitiven nicht; Friede und Freundschaft ist der Normalzustand der Urkulturstufe.

Allgemein üblich ist bei ihnen die *Kleidung*. Für die Völker im äussersten Norden und Süden ist dies wegen der grossen Kälte fast selbstverständlich. Aber auch in den warmen tropischen und subtropischen Gebieten ist wenigstens ein schmaler Lendenschurz aus Fell oder Rindenstoff oder Blättern allgemein verbreitet. Die Frauen sind immer, die Männer allermeist bekleidet. Diese auffallende Tatsache der Bekleidung, die im tropischen Klima gar nicht nötig wäre, ist bei den Primitiven um so merkwürdiger, da sie in scharfem Gegensatz steht zu der völligen Nacktheit, die bei gewissen anderen Naturvölkern von höherer Entwicklungsstufe, so besonders bei den totemistischen Völkern, häufig ist. Die Erklärung ist im Lichte der historischen Ethnologie sehr einfach und überzeugend: bei den Primitiven besteht eben, wie wir noch sehen werden, ein hoch entwickeltes geschlechtliches Schamgefühl und überhaupt eine strenge Sittlichkeit, und deshalb ist ihnen die Bedeckung der Schamteile eine Selbstverständlichkeit. Die kleinen Kinder laufen noch ganz nackt umher, aber von einem gewissen höheren Alter an, besonders von der Geschlechtsreife an, ist Kleidung Pflicht. Erst auf gewissen anderen, stofflich höheren Entwicklungsstufen der übrigen Naturvölker, wo die geschlechtliche Sittlichkeit sank, kam die völlige Kleiderlosigkeit auf. Der evolutionistischen Ethnologie war natürlich die allgemeine Bekleidung gerade der stofflich ärmsten Naturvölker ein Stein des Anstosses, da ja bei so rohen Halbmenschen von Scham und Sittlichkeit nicht die Rede sein durfte. Deshalb suchte sie diese Bekleidung aus dem Schmuckbedürfnis zu erklären. Aber diese Erklärung ist unhaltbar, weil gerade die Primitiven durchgehends als gar nicht besonders schmuckliebend und schmucktra-

gend geschildert werden. Auch ein zweiter evolutionistischer Erklärungsversuch ist untauglich: die Bekleidung sollte nur auf dem Schutzbedürfnis beruhen. Aber das ist unmöglich, denn der oft nur handbreite Lendenschurz aus Blättern könnte weder gegen Kälte, noch gegen Regen, noch gegen Verletzungen schützen; und die völlige Nacktheit der kleinen Kinder beweist klar, dass es sich hier nicht um Schutzbedürfnis handeln kann, denn sonst würde man gerade die Kleinen besonders schützen, d. h. bekleiden.

Als *Wohnung* dient den Primitiven der hohle Baum oder die Felsenhöhle. Verbreitet ist dann eine schon etwas höhere Form des Wohnraumes, der sogen. „Windschirm“, gleichsam eine schräge, spanische Wand aus Zweigen und Blättern, bzw. zwei solche Windschirme nebeneinander gestellt. Endlich gibt es eine noch entwickeltere Form, die Rundhütte aus Zweigen in Gestalt etwa eines Bienenkorbes. Die Eskimo bauen Rundhütten aus Schneewürfeln.

Hoch bedeutsam im stofflichen Kulturbesitz der Primitiven ist das *Feuer*: sie kennen und benützen sämtlich das Feuer zum Wärmen, zum Kochen der Speisen, zum Härten der Spitze des Grabstockes, der Pfeile usw. Diese Tatsache ist wieder ausserordentlich wichtig für die Beurteilung der geistigen Höhe der Naturvölker. Denn kein einziges Tier, sei es noch so geschickt oder kühn oder stark, wagt sich an das Feuer, geschweige denn, dass es das Feuer zu erzeugen und zu benützen weiss. Der Mensch dagegen hat das Feuer zu einem seiner wichtigsten Diener gemacht, und zwar schon in ganz früher prähistorischer Zeit; denn schon in altsteinzeitlichen Funden finden sich zweifelloose Spuren der Feuerbenützung. Nächste der Vernunft und der Sprache ist der Feuerbesitz das stärkste Unterscheidungsmerkmal zwischen Mensch und Tier. Die von evolutionistischen Ethnologen aufgestellte Behauptung, dass es „feuerlose“ Menschen gebe, ist ebenso falsch wie die Phantasie von „sprachlosen“ Menschen. Es gibt kein Volk, das nicht das Feuer planmässig zu unterhalten und zu benützen verstünde. Und alle Völker wissen es auch zu erzeugen, durch das Reiben trockener Hölzer — mit der einzigen, merkwürdigen Ausnahme der Andamanesen, die das Feuer zwar besitzen und vielfältig verwenden, es aber nicht selbst zu erzeugen verstehen, obwohl gerade sie auf verhältnismässig höherer Stufe stehen.

Die Betrachtung der *Gesellschaftsform* der Primitiven lehrt auf den ersten Blick die ausserordentlich wichtige Tatsache, dass bei diesen Völkern *die Familie sehr stark entwickelt ist* und als klarer, sehr bedeutsamer Faktor wirkt, dass dagegen andererseits der *Staat erst in den allereinfachsten Formen sichtbar wird*. Die Familie ist die absolute Grundlage des sozialen Lebens bei den Primitiven. Das haben wir oben schon bei der Wirtschaftsform gesehen (Familienwirtschaft). Das sehen wir hier bei der Soziologie, und das werden wir später auch in der Religion und im Erziehungswesen wiederfinden. Von welch unabsehbarer Bedeutung diese Erkenntnis ist, das zeigt ein Blick auf die Lehre des Sozialismus, der, dem Evolutionismus folgend, den Staat, die allgemeine „Horde“ als das Ursprüngliche hinstellt und die Familie erst als sekundäre Entwicklungs-, bzw. Entar-

tungsform davon erklärt, weshalb er auch die Familie mit allen Mitteln bekämpft und zu zerstören sucht, wie jetzt besonders der Bolschewismus. Aber im Lichte der historischen Ethnologie ergibt sich mit Sonnenklarheit, dass die evolutionistische Theorie und die sozialistische Theorie und Praxis grundfalsch sind. *Im Anfange war die Familie, und erst aus mehreren Familien entstand der Stamm, die Urform des Staates.*

Die Familie der Primitivsten beruht auf einer im wesentlichen *monogamen Ehe*, im vollsten Gegensatz zu der bei fast allen übrigen Naturvölkern und Halbkulturvölkern bestehenden Vielweiberei oder Vielmännerei, Polygamie und Polyandrie. Die Monogamie ist bei den Primitivsten zum Teil absolut und lebenslänglich, zum Teil zeitlich und lösbar. Die strengste, reinste Form besteht bei gewissen Völkern, wo sogar voreheliche Keuschheit beider Eheleute gefordert wird, wie bei den Negritos und den Südaustraliern. Bei andern Stämmen muss die Ehe geschlossen werden, sobald das Liebesverhältnis der jungen Leute zur Schwangerschaft geführt hat: das zu erwartende Kind soll nicht ohne väterlichen Schutz zur Welt kommen. Und das ganz Charakteristische bei der Liebe und Ehe der Primitivsten ist dies, dass *vollkommene Freiheit der Gattenwahl* besteht, während sonst bei den meisten Völkern aller Kulturstufen, ja selbst im christlichen Europa bis in neueste Zeit, der Wille der Eltern die Ehe der jungen Leute schliesst. — In der Ehe der Primitivsten herrscht *weitgehende Gleichheit der beiden Ehegatten*. Wohl ist der Mann das Oberhaupt der Familie, es herrscht also gemässigt Vaterrecht. Aber der Gatte bringt seiner Gattin volle Achtung entgegen, als seiner gleichwertigen Genossin, die nicht seine Sklavin ist, wie abermals bei sehr vielen Völkern anderer Kulturstufen. Wie beide Ehegatten in glücklicher Arbeitsteilung (vgl. oben!) gemeinsam die Nahrung der Familie beschaffen, so stehen sie auch in gleicher gegenseitiger Schätzung. Infolgedessen berichten die Forscher häufig von einem fast ideal harmonischen Ehe- und Familienleben bei den Primitivsten. Allgemein wird von der *grössten Liebe der Eltern zu den kleinen Kindern, der Erwachsenen zu ihren greisen Eltern* berichtet. Prügeln der Kinder als Strafe kommt nicht vor. Kranke Familienangehörige werden mit rührender Hingabe betreut. Wir haben Berichte davon, wie Australier ihre kranken Eltern bei den Wanderzügen viele Kilometer auf dem Rücken trugen oder wie ein Trupp Tasmanier, der über einen Fluss setzte, sofort ins reissende Wasser sprang, als eine alte Frau dem Ertrinken nahe kam. Das sind für unser christliches Gefühl fast Selbstverständlichkeiten. Aber da müssen wir bedenken, dass bei sehr vielen Völkern höherer Kulturstufen die Kindertötung und Greisentötung allgemeine Sitte war und noch ist, so bei den Griechen und Römern noch bis in frühgeschichtliche Zeit.

Dass die Monogamie der Primitivsten altüberliefertes Kulturgut ist, und nicht etwa sekundär aus den fremdartigen Nachbarkulturen entlehnt ist, erhellt aus zwei Tatsachen. Erstens *fehlt* bei diesen Nachbarkulturen die Monogamie, konnte also nicht von dort entlehnt werden, weil dort Polygamie usw. herr-

schen. Zweitens stimmt die praktische Monogamie der Urkulturvölker mit ihrer Mythologie überein, die von einem einzigen Urpaare, Stammvater und Stammutter berichtet, im Gegensatz zu den jüngeren Kulturkreisen des Mutterrechtes und des Totemismus, wo die Mythologie nur eine Ur-Mutter, beziehungsweise nur einen Ur-Vater kennt.

Die *Eigentumsverhältnisse* bei den Primitivsten sind folgende. Es gibt erstens *Privateigentum*: jeder besitzt für sich allein das, was er selbst angefertigt, als „res nullius“ gefunden oder durch Tausch, durch Erbgang erworben hat. Selbst Kinder können so Privateigentum haben, also in weiterem Umfange als z.B. im römischen Rechte. Zweitens gibt es *Familien-eigentum*, z. B. die Hütte, die von einer Familie errichtet worden ist und von ihr bewohnt wird. Drittens gibt es *Stammeseigentum*, vor allem den Jagdgrund des betreffenden Namens, der das Gemeingut aller ist. Der weitgehende „Kommunismus“, den wir bei Naturvölkern höherer Stufe finden, ist den Primitivsten noch unbekannt.

Damit kommen wir zum *staatlichen Leben* dieser Urkulturstufe. Es ist zum Teil noch äusserst einfach und unentwickelt, zum Teil schon etwas ausgebildet, in allen Fällen aber durchaus demokratisch. Das Häuptlingtum ist stellenweise überhaupt noch nicht vorhanden, wie bei den Feuerländern, teilweise ist es schon etwas stärker entwickelt, so bei den Andamanesen, den Kamtschadalen, vielleicht bei den Kurnai in Südost-australien. Immer aber ist auch der Häuptling an den Rat der Männerversammlung gebunden, also bloss etwa der Präsident einer Volksversammlung. Dieser starke demokratische Grundcharakter der primitivsten Horde hängt wesentlich zusammen mit der scharf ausgebildeten Freiheitsliebe dieser Stämme, die auch in keiner Form die Sklaverei kennen. Nur in zwei Funktionen tritt das Gemeinwesen der Primitivsten deutlich in Erscheinung: in der *sozialen Fürsorge* und in der *öffentlichen Jugendweihe*. Von dieser wird noch ausführlich die Rede sein. Von jener ist zu berichten, dass sie in echt menschlichem Solidaritätsgefühl sich der unversorgten Kranken, Witwen, Geistesschwachen usw. annimmt: es ist Pflicht aller, diesen Hilflosen Nahrung zu beschaffen, und Junggesellen müssen einen Teil ihrer Beute zu diesem Zwecke abgeben. Das ganze „staatliche“ Leben der Primitiven hat denselben Charakter wie ihr Privatleben: das *ethische* Element ist überall massgebend, das soziale Empfinden, die Freiheitsliebe und die Friedensliebe. Kampf und Krieg ist der Natur des Primitivsten fremd, und nur gezwungen greift er zu den Waffen, die übrigens von Hause aus nur Jagdwaffen, nicht Kriegswaffen sind, wie wir oben sahen. Der Primitivste ist seinem Wesen nach nicht räuberisch und kriegerisch, sondern scheu, ehrlich und treu, wie unzählige Zeugnisse beweisen. — Endlich ist noch die allgemeine *Gastlichkeit* der Urkulturstufe zu erwähnen eine sympathische Eigenschaft, die sie mit den allermeisten, übrigen Völkern gemein hat.

(Fortsetzung folgt.)

Warmherzige Liebe und Teilnahme am fremden Leid ist mehr wert als goldene Taler.

Aus zwei Briefen

Gelassenheit. — Apostolischer Christ. — Erziehung zur Liebe.

Vor einigen Jahren hat der bekannte Jesuitenpater Peter Lippert 31 Briefe an gute Menschen unter dem Titel „Von Seele zu Seele“ herausgegeben. Verlag Herder, Freiburg. Man weiss nicht, was man an diesen Briefen mehr bewundern soll: den Reichtum der Gedanken, das liebevolle Verstehen der Menschenseele oder die prachtvolle sprachliche Ausdrucksform, in der Lippert zu uns spricht. Als Kostproben mögen aus zwei Briefen Auszüge folgen, die für uns Erzieher von besonderem Reiz und Wert sind.

Im 5. Brief „Die Fehler der andern“ schreibt P. Lippert u. a.: „Etwas von der Gelassenheit Gottes muss in uns ruhen, der auch niemals ein aufgeregtes, leidenschaftliches Wort über unsere, über meine und deine Torheiten redet, der in einem unergründlichen Schweigen, in unendlicher Geduld zuwartet und unbewegt unsern Ausgang und Eingang, unser Irren und Rennen vorübergehen lässt. Zur Menschenbehandlung eignen sich nur die Seelen, die etwas von dieser göttlichen Gelassenheit besitzen, weil sie schon in etwas eingegangen sind in die Tiefen Gottes, in sein grosses Schweigen, in seine unendliche Geistesweite, in sein sicheres, überlegenes Denken, in sein alle Zeit beherrschendes Wollen. Wer unter dieser majestätischen Kuppel der wirklichen und wesenhaften „Hagia Sophia“ Gottes steht, dem erscheint alles menschliche Wesen erst in der richtigen Entfernung, um darüber urteilen zu können, der erhitzt sich nicht mehr um Kleinigkeiten und Nebensachen, selbst wenn diese Kleinigkeiten Spitzen und Stacheln und Dornen und Schwerter wären, die ihn peinigen und durchbohren, denn er lauscht immerfort auf die wunderbare ewige Meeresstille Gottes, der so still und gelassen ist, nicht weil alles gleich, weil alles einerlei ist, sondern weil alles sinnvoll und fröhlich ist in seinem weltüberlegenen, weltlenkenden Gedanken.“

... Du bist ein guter, eifriger, gläubiger Christ, aber noch kein vollkommen apostolischer Christ; denn du predigst noch nicht gut und beredt genug durch dein Wesen. Glaube mir, die Menschen werden deine Kommunionen nicht lieben, solange du so stachelig und heftig und polternd bist, so lange werden sie deine Kirche nicht leiden können, als sie ihr deine Unduldsamkeit zuschreiben; sie werden dein Beten nicht achten und nachahmen, weil du aus deinem Beten nicht mit strahlenden Augen, nicht mit sonnigem Lächeln zu ihnen kommst.

Logisch wäre es zu sagen, du seiest noch nicht so liebenswürdig, wie deine Religion es verlangt und erwarten lässt. Aber so sprechen sie nicht. Sie werden nicht streng genug sein, dir die Schuld zu geben, sondern deinem Glauben und Beten. Sie werden mit falschem Mitleid sagen: Schade um ihn! Seine Kirchlichkeit macht ihn unverträglich, seine Gebetseinsamkeit verdüstert und entfremdet ihn; seine Sakramente verkümmern die Weite und Freiheit seiner Seele. Ja, so unlogisch sind die Menschen nun einmal. Und — trotz deiner Logik, wage ich auch zu sagen: Selbst in dieser Unlogik der Menschen steckt noch die richtige Ahnung: Nicht einmal die Wahrheit darf lieblos sein, sonst wird sie zur Lüge; auch die Gerechtigkeit darf nicht hart und grausam sein, sonst wird sie parteiisch. Auch ein Heiliger darf nicht leidenschaftlich sein, sonst ist seine Heiligkeit bloss menschlich und allzu menschlich.

Bist du mir böse, dass ich so böse bin mit dir, so böse, wie nur ein ganz guter Freund sein kann?“